

Die „hängenden Christbäume“ und ihre Verbreitung

Nachdem der Weihnachtsbaum (Fichte oder Tanne) auch in Mitteldeutschland seinen Einzug gehalten hatte, entwickelte sich auf dem Land, in Klein- und Vorstädten eine Sonderform, nämlich der „hängende Baum“.

Dabei handelt es sich immer um sehr kleine Bäume, zwischen 40 und 80 cm groß. Sie wurden mit der Spitze nach oben aufgehängt, wobei sich der Wipfel an die Stubecke schmiegte.

Oft wurde das Bäumchen über dem Eßtisch angebracht oder – wie im Bereich Recken-dorf – sogar für jedes Kind ein eigenes.

Im Egerland wurde der Baum so aufgehängt, daß es aussah, als würde er auf dem Tisch stehen. Letzterer wurde zu den Mahlzeiten darunter hervorgezogen. (Freundliche Auskunft von Pfarrer Willibald Geyer, Bay-reuth.)

Am Schmuck wurde, im Gegensatz zu den großen, üppigen Christbäumen in Stadtwoh-nungen, oft zwangsläufig sehr gespart. Meis-tens wurden kleine Äpfel, in Wasser und Mehl getauchte Nüsse, einfache Plätzchen und Engelshaar verwendet.

Aus Sassanfahrt ist überliefert, daß Bon-bons, die in Silberpapier aus Zigarrenschach-teln gewickelt wurden, und einfache, auf Fä-den gezogene Backblaten als Baumschmuck dienten.

Um Brände zu vermeiden, wurden in der Regel keine Kerzen auf den Baum gesteckt, sondern nur eine, wahrscheinlich größere, darunter aufgestellt.

Aus unseren Forschungen geht hervor, daß es zu den „hängenden Bäumen“ auch Sonder-formen gab:

Im Gebiet des Steigerwaldes, wo sich der ärmste Teil der Bevölkerung meistens nicht einmal einen kleinen Baum leisten konnte, dienten Buschen aus Schlehdorn als Ersatz. Diese wurden an der Decke befestigt und mit Hutzeln (= Trockenobst) behängt. Für die



Hängender Christbaum Weihnachten 2000 im Gasthaus Obleyhof, Baunach

Kinder war es ein großes Ereignis, wenn sie davon manchmal naschen durften.

Eine andere Art der Baumanbringung läßt sich in Koppenswind nachweisen: Mit einem starken Nagel wurde das Bäumchen so an der Wand befestigt, daß sich die Spitze an der Decke entlang streckte.

Dieser umgebogene Wipfel findet sich auch im Brauchtum vieler Juradörfer, wie beispielsweise in Stackendorf, Gunzendorf und Eggolsheim. Dort war in einer Ecke der Stube, meistens unter dem Herrgottswinkel, ein Brettchen als Halterung für das Bäumchen angebracht. Letzteres wurde leicht schräg zur Decke aufgestellt. Die dadurch umgebogene Spitze wurde mit einem Wachengel oder einem Stern geschmückt.

Ähnliches konnte auch in Mittelfranken, in der Gegend um Ansbach nachgewiesen werden: Dort wurden kleine Bäume oder lediglich Zweige hinter Bücher oder Spiegel gesteckt. (Freundlicher Hinweis aus dem Museum in Roßtal.)

Welche Variante auch immer bevorzugt wurde, so blieb doch der Christbaum wesentlich länger in der guten Stube als heute. Damals endete die Weihnachtszeit auch in den Familien erst an Maria Lichtmeß (2. Februar). An diesem Tag wurde der Baum „abgeputzt“. Schließlich diente er nicht nur als Raumdekoration, sondern brachte die tiefe Verbundenheit der Menschen mit dem kirchlichen Jahreskreis zum Ausdruck.

Zur Verbreitung dieser weihnachtlichen „Baumarten“ – ausgehend von Bamberg – ist folgendes zu sagen:

In der Stadt selbst fanden sich Hinweise nur bei den Häckern und vereinzelt auch bei den Gärtnern, was auch an der ursprünglichen Bauweise der Gärtner- und Häckerhäuser ablesbar ist. Die Erinnerungen an diesen speziellen Brauch sind aber hauptsächlich im ländlichen Raum anzutreffen, wie in Hallstadt, Oberhaid, Unterhaid, Baunach und

Reckendorf, aber auch im Itzgrund, Baunach- und Maintal.

Überregionale Nachweise existieren zudem aus dem Coburger und Hofer Raum bis hinein nach Thüringen, im Landkreis Wunsiedel, in der Gegend um Schweinfurt und in der „Fränkischen Schweiz“. Dort verläuft schon beinahe die Brauchtumsgrenze zu den „Blühenden Weihnachtsbäumen“, wobei aber nicht auszuschließen ist, daß auch im Bayreuther Gebiet die „hängende Bäumchen“ vorkamen. Sie konnten bislang für dieses Gebiet aber nicht nachgewiesen werden.

Dagegen waren diese Christbäume im Egerland, in Böhmen und in den Sudeten früher weit verbreitet. So sind z. B. im Egerland-Museum in Marktredwitz alte Postkarten mit weihnachtlichen Szenen unter dem „Hängenden Baum“ und entsprechenden Grüßen in Egerländer Mundart erhalten.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß die oben angeführten Arten des Weihnachtsbaumes überall dort zu finden waren, wo im Winter Raumnot herrschte. Bis zum zweiten Weltkrieg versammelten sich Großfamilien – manchmal inklusive diverser Haustiere – in den kleinen, niedrigen Stuben, die als einzige beheizt wurden. So blieb für einen Baum nur die Decke zur Entfaltung übrig. Praktischerweise konnte er an dieser Stelle auch nicht so schnell von den Kindern geplündert werden, sollte er doch einmal mit Süßigkeiten geschmückt worden sein.

Seit einiger Zeit versucht der Forschungskreis, dessen Erkenntnisse dieser Arbeit zugrunde liegen, altes Weihnachtsbrauchtum wieder zu beleben. An manchen, meist geselligen Orten wurde dieser Gedanke bereits aufgegriffen und so können dort in der Weihnachtszeit wieder Christbäume, an der Decke hängend, bewundert werden. So z. B. in Bamberg in der Brauereigaststätte Greifenklau am Laurenziplatz und im „Haus zur Trommel“ in der Judenstraße, aber auch im Unterhaider „Alten Rathaus“, im „Obleyhof“ und im Museum in Baunach.

Weitere Auskünfte zum Thema erteilt die Autorin gerne.



Weihnachten 2000: Hängender Christbaum in der Gaststätte Greifenklau in Bamberg

Foto: Emil Bauer, Bamberg

Eine vergessene Landesmutter

Gertraude Bachmann: Herzogin Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, geborene Herzogin von Württemberg (1799–1860), Coburg 1999 (360 S. u. 55 Farbabb.; € 30.–. Die russische Ausgabe wird zum 300jährigen Stadtjubiläum von St. Petersburg im Mai 2003 erscheinen.

Wohl eines der schönsten Gemälde im Familiensaal des Schlosses Ehrenburg zu Coburg ist das lebensgroße Porträt der Herzogin Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, geborenen Herzogin von Württemberg und zweiten Gemahlin Herzog Ernsts I., das der junge Dresdner Maler Ferdinand von Rayski zum 40. Geburtstag der Fürstin am 17. September 1839 geschaffen hatte.

Geburt in Coburg

Die Mutter der Herzogin war Prinzessin Antoinette, die zweitgeborene Tochter Herzogs Franz Antons von Sachsen-Coburg-Saalfeld und Herzogin Augustes. Antoinette von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1779–1824) war seit 17. November 1798 mit Herzog Alexander (I.) von Württemberg verheiratet, der seit 1794 als österreichischer Kavallerieoffizier die Kämpfe des Alten Deutschen Reiches gegen die französischen Revolutionstruppen in West- und Süddeutschland und in der Schweiz mitmachte.

So erhielt er auch im Feldlager bei Zürich die Nachricht von der Geburt seines ersten Kindes, Herzogin Marie, am 17. September 1799 in Coburg. Bei den Kämpfen in der Schweiz war er dem dortigen Oberbefehlshaber der verbündeten russischen Truppen Marschall Suworow aufgefallen, der ihn nach dem Ausscheiden Österreichs aus den Koalitionskriegen überreden konnte, in russische Dienste zu treten.

Herzog Alexander verließ im August 1800 endgültig Deutschland, seine Frau Antoinette folgte ihm vom Schloss Fantaisie bei Bayreuth, das Herzog Alexander von seiner Mut-



Herzogin Marie nach dem Gemälde von Ferdinand von Rayski im Familiensaal des Schlosses Ehrenburg (mit freundlicher Genehmigung der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen).

ter geerbt und seiner Frau zur Hochzeit 1798 vermacht hatte, mit Tochter Marie und dem inzwischen geborenen Sohn Paul nach Russland, wo die Familie zunächst auf ihrem Erbgut, dem Landsitz Grünhof bei Riga, Wohnung nahm.

Jugendjahre in Russland

1811 wurde Herzog Alexander (I.) von Württemberg durch seinen Neffen, Zar Alexander I., zum Generalgouverneur von Weißrussland mit Sitz in Witebsk ernannt. Dort ist die heranwachsende Marie nicht sehr glücklich, zumal auch in die-ser Zeit der Einfall